

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 262.

Mittwoch, 9. November

1927.

(26. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Wilko Seidel.

Kehmerdill starrt ihn an.

„Zawohl, — das ist aber noch nicht so schlimm. Ich hätte Darmawan nach seiner Beichte schlicht entlassen können. Aber ich sah rot; ich prügelte ihn. Dafür könnte ich mich prügeln. Ich habe ohnedies nicht die Reputation, besonders lieb Kind bei den Inslandern zu sein. Du verdurftest in drei Wochen, du Satanskler! Du kannst es dir sogar leisten, Volksraadmänner mit Seltflaschen zu bombardieren; du bist Privatmann. Ehrlich gesagt, ich säße an deiner Stelle längst in Singapore oder sonstwo. Ich kann aber nicht fort. Ich bin ein Mädchen der Verwaltung, bin „Kolonialregierung, aus der Drachensaat der Ostindischen Kompanie, ein fröhlicher Sklavenhändler von Anno 50“ — und wenn ich's noch nicht bin, so machen mich meine Indo-Journalisten, dein lieber Schwager im Vorh, im Handumdrehen dazu. Persönlich ist es ja erfreulich, daß dieser Darmawan seine Reile bekommen hat. Aber auf Tjitopo, auf der Teeplantage, hat er schon einen netten kleinen Stunk gemacht; ein Revolutionchen; es fehlt nur noch, daß er zu seinem Hadji rennt. Die ganze Nacht haben sie da oben im Kampoeng getrommelt. Protestgetrommel. Keine Festlichkeit.“

In der Unterhaltung entsteht eine gedankenschwärgere Pause.

Auf einmal sagt Roos: „Doktor, malträtiere deinen Schnurrbart nicht so. Reiß ihn nicht aus, es wäre schade. Er ist ein bewährter Herzensbrecher; laß ihn stehen.“

„Roos! Versprich mir eins!“

„Nun?“

„Nimm dich in acht! — Wer kocht dein Essen?“

Roos wedelt mit der Hand. „Alles ist in Ordnung.“

„Nimm dich in acht!! —“

Kehmerdill geht in furchtbarer Unruhe hin und her.

„Doktor, fassle nicht! Ich passe auf. — Aber eins sehe ich ganz klar.“

„Daß du nach Holland . . .?“

„Unsinn. Mein Platz ist hier. Aber ich sehe ganz klar, daß du reis bist für Europa. Du bist ein Nervenzwad. Du hast Indien in den Knochen. Du verträgst es nicht, mein Lieber; glaube mir. Ich vertrage es. Ich wickele deine Geschäfte ab, aber mach, daß du fortkommst. Du hast genug gehamstert, um anständig drüben zu leben. Und außerdem . . .“

„Roos!“

„. . . diese kleine Frau Erdbrink wartet auf dich. Sie braucht dich! — Das kommt noch dazu.“

Singapore, Anfang Februar 1927

An Mevrouw de Ruyter,

Wetstevreden, Batavia.
Waterlooplein.

Madame!

Auf dieser Zwischenstation meiner Europareise, die ich seit nunmehr zwei Wochen angetreten, nehme ich Gelegenheit, Ihnen noch einmal zu schreiben. Ich habe das Gefühl, daß zwischen uns noch ein wichtiger Punkt klarzustellen ist. Leidenschaften lähmen die Logik bei

mündlichen Aussprachen, besonders wenn auf einer Seite ein fester Entschluß herrscht, und auf der anderen Eigensinn und mangelndes Verständnis. Eine Beruhigung kann man sich daher höchstens vom sachlichen Brief erwarten.

Gänzlich unerwartet und unangemeldet machten mir kurz vor meiner Abreise Antja und Hendrijs einen Besuch. Der Zweck war, mich zu überrumpeln und mich zum weiteren Zusammenleben mit Ihrer Tochter zu veranlassen. Es war nicht ungeschickt inszeniert; man warf mir vor, ich habe durch meine langjährige intime Freundschaft mit Heermans gewisse Rassenurteile eingeflogen, und dies sei nun der Grund, weshalb ich mich scheiden lassen wolle. Daher auch Hendrijs' Aufregung, als ich Antja durch Peter die Scheidungsformulare zustellen ließ. Daher sein Bemühen, mich persönlich zu sprechen und sein endlicher Überfall. Daß Antja mit kam, mit einer fertigen Rolle, war Teil der Regie; — Madame! Ich durchschaue das. Man ließ mich sofort erkennen, daß es in Ihrem Einvernehmen, ja mit Ihrer Ermunterung geschähe.

Daß zwei Menschen den seelischen Kontakt verlieren, ist in Ihren erregten Augen an sich schon eine Katastrophe, während es doch nur eine Belanglosigkeit ist in diesem Lande halbzersehnter Beziehungen. Weit wichtiger aber noch erscheint Ihnen die Vorstellung, die Ehre Ihrer Familie werde angetastet; man desavouiere und schädige Sie gesellschaftlich; man erschüttere, nicht ohne Absicht, die Stellung Ihres Sohnes unter seinen ärztlichen Kollegen in der Stovia; und die Ihres anderen Sohnes im Indoeuropäischen Verband untergrabe man politisch. Mit dieser fixen Idee behaftet, suchen Sie nach meinen eigenen Gründen, finden keine nach Ihrem Geschmack stichhaltigen, und laden Ihren ganzen Groll auf Heermans ab, in welchem Sie den Vater des ganzen teuflisch ausgeheckten Planes erblicken.

Madame! — Ein solcher Plan existierte nie. — Und Heermans, trotz seiner politischen Einstellung, hat sich nie in meine Privatangelegenheiten gemischt. In der Tat: er widerriet mir. Dies wird Ihnen vollends glaubwürdig erscheinen, wenn Sie den echten und eigentlichsten Grund erfahren, warum ich mich von Antja trennte. Diesen lüfte ich nur, um jeden Schatten von Schuld von Heermans zu entfernen. — Sie werden, Madame, bereits erraten haben, daß es sich um eine andere Frau handelt. Der Zweck meiner jetzigen Reise ist, an der Seite dieser Frau glücklich zu werden. — Ich hoffe, daß man nun ein Einsehen zeigt und aus dieser Tatsache die Konsequenzen zieht.

Ich trage niemandem Groll nach, Madame. Ich werde Antja eine Rente aussetzen, die es ihr ermöglicht, den Ansprüchen ihrer und meiner früheren Kreise zu genügen. — Mein Haus in Wetstevreden steht ihr nach vollzogener Scheidung ebenfalls zur Verfügung.

Ich bin, Madame, der Ihre.

Dr. med. D. Kehmerdill.

Dieser in elegantem Französisch abgefaßte Brief ist ins Haus geflattert, als Mervrouw de Kuyter mit ihrem Sohn Hendrijs auf der Küchenveranda ihres Hintergartens beim Tee sitzt. Sie hat ihn mit ihren wellenartigen hastig aufgerissenen und dann kurzerhand vorgelesenen, unter vielen „E—e—eschs“ und sonstigen wegwerfenden Reuchlauten. Sie ist so absorbiert in den Brief, daß sie das Mienenpiel ihres Sohnes gar nicht beachtet.

„E—esch!“ krächt sie und wiegt den Kopf. „Er schreibt flüssig. — Auch mein seliger Korneelis schrieb ein ähnlich flüssiges Französisch, wenn er auch, Gott behüte, sein Lebtag kein derartiges Thema aufs Tapet brachte. Wer hätte das gedacht! — Er verliebt sich, der böse Mann! — Was hilft es da, zu debattieren . . . Eine Affäre! — Sieh, sieh! Du mußt Antja abraten, zu jammern; er war und ist ihrer nicht wert . . . Wie sieht sie denn aus, diese „andere“ Frau?“ — Ihre chinesisch geschnittenen Augen verengen sich zu Ritzen. „Kennst du sie? — Ist sie hübsch?“

Hendrijs ist während der Verlesung des Briefes unbeweglich dagefallen. Auch jetzt schweigt er. Erst als die Alte ihn mit der Krücke ihres Stodes an der Schulter berührt, fährt er auf, als erwache er aus einer Trance.

Sein Gesicht zeigt jenen erdigen Ton, der bei bräunlicher Hautfarbe an die Stelle des Erblässens tritt. Er bohrt beide Hände unters Kinn, seine Stirn ist dick gewulstet, er stiert. — Auch diesmal tritt eine Pause ein. Die Alte stößt mit dem Stock auf den Boden.

„Hendrijs!“ bemerkt sie in leicht erhöhtem Organ, — „sagt dir der Brief Neues? — Was ist das für eine Kopfhängerei! Was da! Du sitzt und schneidest Gesichter! — Merzen wir seinen Namen aus . . . Antja ist noch jung . . . Er ist es nicht wert, eh! — und nun ist Schluß . . .“

Sie lehnt sich zurück und schlürft ein Schlückchen Tee.

Er dreht den Kopf langsam auf den breiten Schultern und starrt zu den Rabatten hinüber. Wie eine gelbe, violettgeprenkelte Riesenspinne hängt dort eine Blüte; ganz lebendig wirkt sie im leisen Luftzug. Trotz vieler anderen, die im lederblanken Grün verdämmern, fesselt sie den müßigen Blick wie etwas Drohendes. Sie sieht aus, als könne sie kriechen — von ihrem Stengel herabsteigen und sich herüberlasten über seine benommene Brust.

Ein Ton bricht aus seiner Lunge, unartikuliert, wie ein Köcheln. Seine dicken Lippen zittern, als mühten sie sich, Worte zu formen. Plötzlich senken sich seine Augendeckel, und seine Miene wird tierhaft vertrauensvoll.

„Der Brief . . .“ stammelt er endlich, und der dickbelegte Klang des Wortes erschreckt die Alte. Sie zieht den Mund zusammen und zupft rastlos mit den welken Fingern am bunten Sarong.

„Hat er dich so erschüttert? — Du bist ein guter Sohn. Hier erkenne ich Korneelis.“

„Der Brief hat mich strappiert . . .“

„Das ist denkbar, denn du selbst machst ja in solchen Affären aus deinem Herzen keine Mördergrube . . . Ich denke an die kleine Cora Riffers; zänkisch ist sie und blutlos; aber wenn es nach dir geht, so ist sie ein völliger Engel . . . E—esch! — Du schilderst sie; man sieht sie, man fühlt sie, man riecht sie . . . Auf alle Fälle weiß es die Welt, daß sie dein Geschmack ist. Aber der Doktor ist anders.“

„Nicht bloß anders, Mama. Er ist ein Monstrum. Er raust seinen Schnurrbart; man friert. Und was verursacht er? Endloses Rätselraten und Wollen von Argwohn. Es war ein Verbrechen, daß er schwieg. Er ist der wahre Schuldige. Er läßt es zu, daß aller Verdacht auf Heyermans . . . Welch eine Verwirrung! Und nun — opfert er Heyermans . . .“

Er dämpft die Stimme und sieht sich scheu um. Die Alte beugt sich wieder vor. „Wie das? . . . Opfert . . .?“

Man sieht seine Lippen sich bewegen. Ein halbes Lachen wird für die Alte daraus; das spitze Kinn der lachenden Greisin hebt und senkt sich . . . Hendrijs' dicke Zunge zischelt . . .

Plötzlich kreischt die Alte auf; sie kann es nicht unterdrücken, ihre Schlißaugen werden zu Kreisen, in denen die schleischschwarzen Pupillen umherjagen . . .

„Seien Sie leiser, Mama!“ fleht Hendrijs.

„Du gabst seinem Chauffeur Geld?“

„Ja, ich gab ihm etwas . . . Aber Gott soll mich erschlagen, wenn ich meinen Wunsch formulierte . . .“

„Rase nach Buitenzorg . . . Nimm ein Auto . . .“ kommt ein behindertes Schluchzen zurück. „Es muß noch verhütet werden, noch verhütet . . .“

„Reden Sie leiser, um Gottes willen . . . Es geht nicht. Es ist zu spät.“

„Es ist zu spät . . .?“

„Van Affelen behandelt Heyermans. — Ich habe telephoniert. Die Symptome haben begonnen.“

„Grauensvoll! Grauensvoll! Oh, Hendrijs, was hast du gemacht!“

„Der Haß, Mama . . . Ich kannte mich nicht mehr; es ist ja für uns . . . Und nun war es gar nicht Heyermans. Es war diese deutsche Frau.“

„Mich, dich, Antja, Petel . . . Unser ganzes Schicksal legst du in die Hände eines Giftmischers . . . Für einen Quartjes verkauft er uns . . .“

„Das tut er nicht. Heyermans hat ihn geprügel; sein Motiv ist klar. Man wird ihm nicht glauben . . .“

Die Babu watschelt in diesem Augenblick von der Küche in das Haus hinüber, um den Pensionstisch zu decken.

Die beiden sitzen wie versteinert.

Die Sonne wankt wellig in Lichtsäulen aus lodendem schwerem Duft. Ein grünelippenfalter Falter, hindurchtreibend, flammt auf und erlischt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kröte.

Von Martha Rothmann.

„Pui Teufel!“

Das war das erste, was die kleine Kröte hörte, als sie der Knabe aus der Botanisiertrommel nahm.

„Pui Teufel“, sagte er noch einmal, und hielt sie an einem Bein empor.

„Galt das mir?“ dachte die Kröte ganz erstaunt. „Ich werde mich wohl verhöhrt haben.“

Sie war ja Optimistin von Beruf. Auch hatte sie noch nie ein so unliebedolles Wort gehört. Sie war direkt von Mama fortgenommen worden, und die hatte nur immer zu ihr gesagt: „Nein, bist du süß — diese Pflöckchen, dieses Mäulchen! — Wer könnte sich wohl ein schöneres Kind vorstellen!“

Da sagte aber auch das kleine Mädchen: „Nein — ist die häßlich! Wirf doch das abscheuliche Tier weg!“

„Wahrscheinlich haben die Menschen keinen Geschmack“, tröstete sich die Kröte, und hüpfte fröhlich über die wiedergewonnene Freiheit auf eine Mairäferfamilie zu. Bei Mairäfers war gerade große Gesellschaft.

„Könnte ich nicht vielleicht auch eingeladen werden“, fragte die Kröte bescheiden. „Ich liebe so sehr geselligen Anschluß, und könnte mich ja auch beim Herumreihen etwas nützlich machen.“

„Wo denken Sie hin“, antwortete die Hausfrau unwirsch und staubte aufgeregt ein paar Mairäglöckchen ab, in denen die Bowle gereicht werden sollte, „wir erwarten heute noch sehr vornehme Gäste. Unter anderen einen Mairäfer von einer schon fast ausgestorbenen Art — da würden Sie den ganzen Eindruck stören — bei Ihrem Kukern!“

„Bin ich denn wirklich so häßlich?“ fragte die Kröte betrübt.

„Allerdings —“, die Mairäferin musterte sie von oben bis unten, „von Ihrem Mangel an Beinen will ich ja aus Zartgefühl nicht reden. Aber schon allein Ihr Teint. Mit dieser grünen Couleur machen Sie sich in jeder besseren Gesellschaft unmöglich!“

Traurig hüpfte die Kröte weiter.

„Bin ich denn wirklich so häßlich?“ fragte sie einen Grashüpfer.

„Wenn Sie es genau wissen wollen, so muß ich Ihnen wohl recht geben“, antwortete der Grashüpfer höflich, „das einzig Passable an Ihnen ist noch Ihre Farbe — Grün kleidet immer, wie Sie ja auch an mir sehen — aber, wie kann man nur so hervortretende Augen haben!“

Dann kam die Kröte zu der Fliege. „Sie kommen doch so viel herum“, sagte sie niedergedrückt. „Sie sind gebildet und haben Schönheitsgefühl — ich bitte Sie — laaen Sie

mir offen, bin ich wirklich so häßlich? Ich kann die Wahrheit ertragen, und wenn sie so fürchtbar aussehen würde, wie ein Storchenschnabel."

"Häßlich", mischte sich die Libelle hinein, trotzdem sie doch eigentlich gar nicht gefragt worden war, "mit Ihren breiten Hüften werden Sie allerdings nie Figur machen — und die schärfste Toilette muß ja plump darauf aussehen — ja, Verehrte, die Hauptsache ist heutzutage eine felse Taille", und sie wiegte sich grazios in den Hüften.

Die Fliege setzte sich umständlich ihren Kneifer auf. "Man muß auch darin nicht übertreiben", sagte sie etwas pikiert. "Ich meinerseits", wandte sie sich an die Kröte, "finde ja, daß Sie am meisten durch Ihren breiten Mund entstellend werden. Auch kann ein Geschöpf ohne Flügel nie anständig aussehen. Ein Glück, daß Sie wenigstens hervorsteckende Augen haben — auch ich trage solche."

Tiefbekümmert setzte sich die Kröte auf einen Stein. "Jeder hat etwas anderes an mir auszusetzen", seufzte sie vor sich hin, "ach — wie lange ist es doch schon her, daß man von mir gesagt hat: wie niedlich — ach, wie süß!"

Schon dunkelte es. "Vielleicht finde ich noch wenigstens für die Nacht irgendwo ein Obdach", dachte die Kröte zaghaft — ach, sie wagte schon gar nicht mehr zu hoffen — doch klopfte sie noch zaghaft bei einer Eidechsenfamilie an.

Die Eidechsen steckten ihre Köpfe zusammen. "Nein, Verehrte, bei Ihrem Kubern? — So leid wie es uns tut — wir können Sie wirklich nicht aufnehmen. Am Ende wollen Sie dann noch einheiraten und da würden Sie uns noch die ganze Kasse verderben."

"Binden auch Sie mich so häßlich?"

"Allerdings — allein der große Kopf. Da kann Ihnen auch nicht das gut ausgebildete Mundwerk helfen — und an und für sich ist so etwas doch immer schön (die Eidechse lächelte verschämt). Übrigens empfinden wir auch das Fehlen eines Schwanzes als unanständig — wir sind so sensibel!"

Die arme Kröte war nun ganz niedergeschmettert. "Keinem gefalle ich — dann macht das Leben allerdings keinen Spaß mehr — ich werde mir das Leben nehmen", rief sie verzweifelt — und kopfüber sprang sie in den Teich.

Plumps — da lag sie. Aber das war doch wunderschön da unten. "Hier ist es herrlich — ich bin sicher tot und im Himmel", dachte die Kröte. Aber sie war nicht im Himmel — sie war nur in ihrem Element. Und liebreizende kleine Wesen umhüpften sie — sie glaubte noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben — und merkwürdig — diese Wesen kamen ihr alle so bekannt vor. Und eins von ihnen stand vor ihr und sagte: "Ach, bist du schön — bist du reizend!"

"Gilt mir das? Bin ich denn im Himmel und ein Engel?" Die Kröte sah erstaunt an sich hinunter — nein, sie war ganz unverändert. Aber nun sah sie auch, wo sie sich befand. Sie war in Kröteiteich bei den Ihren. Gott sei Dank! Und der schönste Kröterich, der außerdem noch eine hervorragende soziale Stellung bekleidete, hüpfte auf sie zu und sagte: "Du müßt meine Frau werden! Noch nie habe ich eine Kröte gesehen, die so hervorsteckende Augen und einen so breiten Mund hat. Alle Vorzüge unseres edlen Geschlechts trägst du so deutlich — deswegen ja bist du so schön!"

Die Kröte weinte Freudentränen. Sie wurde die glücklichste Gattin und Mutter und bekam eine Menge Kinder, die besonders hervorsteckende Augen, breite Hüften und grobe Münder hatten und nicht nur nach ihrem Urteil, sondern auch nach dem der ganzen Familie die schönsten weit und breit waren.

Die neuen Stiefel.

Stimme von Wilhelmine Balthinester.

Im Hause des Schneiders Tolle wohnte die schöne Witwe Rosa. Tolle war steinreich, alt und geizig und verliebte sich in die junge Frau. Alle Burschen im Dorfe waren entsetzt, als sie hörten, daß seine zähe Werbung angenommen sei. Die Witwe Rosa zog sich als Tolles Verlobte von jedem Feste zurück; sie schloß sich von der Jugend ab, und zwar in der Erwägung, daß es ja ohnehin nicht lange dauern könne: Tolle war um fünfundsiebzig Jahre älter als sie! Wie lange konnte er da noch leben? Das Erbe aber mußte ihr zufallen, dann würde sie ihr Leben — immer noch jung genug — vergnügt von vorn anfangen! Jetzt aber hieß es: Augen zudrücken, nicht auf das Balzen der verliebten Buben achten, immer stramm an das viele Geld des alten Schneiders denken und standhaft bleiben. Es gelang ihr auch. — Nur einer lief weiter Sturm gegen ihr Herz. Dem jungen, flotten Joseph Ueberer leuchtete es nicht ein, wie ein so prachtvolles Frauensimmer sich an den Mummelkreis wegwerfen könne, wenn er auch alle Schätze der Welt besäße, Ueberer glaubte, daß die schöne Rosa ganz in der Macht des finsternen Schneiders stehe, und wollte sie befreien. Rosa hatte ihm,

ehe sie sich endgültig für den Schneider entschloß, vor allen anderen Burschen den Vorzug gegeben. Darauf baute er auch jetzt noch. Schon waren Tolle und Rosa aufgeboten, und noch immer gelang es Ueberer nicht, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Es hatte den Anschein, daß sie, wenn schon einmal eine günstige Gelegenheit kam, ihm aus dem Wege ging.

So kam der letzte Tag, der Tag vor der Trauung. Der Gehweg im Vorgarten von Tolles Haus war seit der Verlobung mit Brettern bedeckt. Die Leute lachten weidlich darüber. Natürlich hatte der Alte die Bretter hingelegt, um darüber zu wachen, daß niemand unter Rosas Fenster kam; denn auf den trockenen Brettern krachte jeder Schritt, so daß der wachsame Bräutigam es in seiner Kammer hören konnte.

Ueberer hatte sich am späten Abend dieses letzten Tages in seinen besten Staat geworfen. Es kam eine milde Vollmondnacht. Da konnte das Frauensimmerchen dort oben, wenn es sich durch sanftes Loden doch ans Fenster rufen ließ, ihn in seiner silberknopfstrahlenden Schönheit bewundern. Zu einem solchen Paraderock paßten natürlich nur die ganz neuen Stiefel, die er am Nachmittage vom Schuster geholt und teuer bezahlt hatte. Herrlich waren sie gewickelt, sie strahlten in schwarzem Glanz wie Rosas verwirrende Augen; hoch und schlang schossen sie zum Knie hinauf. Ueberer ging über die Bretter. Sie krachten mit seinen neuen Stiefeln um die Wette. Schon bei den ersten Schritten unter den dunklen Fenstern des Schneiderhauses wurde sich Ueberer erschreckt bewußt, daß er mit diesen neuen Stiefeln unmöglich weitergehen konnte. Schwere Herzens entschloß er sich, sie abzustreifen, und stellte sie, die er als Bestandteile seiner Unwiderstehlichkeit betrachtete, vor die Haustür. In Strümpfen lief er unter das Fenster der vielgeliebten Rosa. Ein hauchleiser Pfiff, wie früher einmal, wenn er kam, um sie abzuholen. Wie eine rosige Erinnerung flog dieser weiche Ton durch Frau Rosas leise atmenden Schlaf. Sie wurde munter und setzte sich aufrecht. Unten wiederholte sich der leise Pfiff. Kein Zweifel, das war Ueberer. Gab der also noch immer nicht nach, obwohl sie morgen heiraten sollte? Anfangs rührte sie diese zähe Liebe des hübschen Burschen. Dann wälzte sie sich mit einer entschlossenen Gebärde die Tränen aus den Augen. "Nicht weich werden, nicht böse sein!" So sagte der Verstand über das Herz. Sie ließ den verliebten Burschen unten stehen. Und da er nicht schweigen wollte und seine lodenden Pfiffe sich durch die Decke der Bernunft aalglatt zum zukenden Herzen hin durch zu winden drohten, so ließ Frau Rosa, um ihr seelisches Gleichgewicht zu retten, ein Sturzbad auf seinen heißen Kopf herniederprasseln.

In Strümpfen, am ganzen Körper vor Kasse sitzend, kam Joseph Ueberer in seine Schlafkammer, warf sich leuchtend auf das Bett und jammerte, daß die verfluchte Liebe nur zum Zweite grausamster Menschenquälerei erfunden worden sei. Nachdem er sich aber unter der Decke etwas erwärmt hatte, fing er an, den Schmerz um die verlorene Witwe auf seinen verdorrbenen Rock und seine neuen Stiefel zu übertragen. Ja, wo waren die Stiefel? Im Schred hatte er sie stehen lassen! Die teuer bezahlten Stiefel! Jetzt würde ein Landstreicher bei Morgengrauen vorbeikommen und sie mitnehmen. Das hatte man von der Liebe! Er wollte aufstehen, zurückgehen und die Stiefel holen. Fürs erste aber sank er wieder zurück und tröstete sich: "Noch eine kleine Weile. Die Wärme ist so gut..." Das wiederholte sich ein paarmal; dann schlief er, ohne es zu wollen, fest ein.

Das Dröhnen der Kirchenglocken weckte ihn. Er sprang mit einem Satz aus dem Bette und ans Fenster. Über die Dorfstraße ging der Hochzeitszug von Schneider Tolle und Rosa. Ueberer ballte die Fäuste. Beteufelt schön sah die Witwe Rosa aus, wie sie wiegend dahinschritt. Und Tolle, dieses jämmerliche Zwirnsfadengestell, dieser elende Geizhals, der sich zur Hochzeit nicht einmal einen neuen Rock geleistet hatte — Tolle ging munter in Ueberers neuen Stiefeln zur Trauung.

Eine seltsame Waffe.

Wir alle haben wohl als Knaben, wenn wir Abenteuerromane lasen, die in Australien spielten, von einer unheimlichen Waffe gelesen, deren sich die dortigen Eingeborenen bedienen, dem Bumerang. Dieser gehört in der Tat zu den zwar einfachsten, aber auch eigenartigsten und in den Händen des Geübten heimtückischsten Waffen; sie ist übrigens nicht nur in Australien, sondern auch in Abyssinien bekannt. Auch die Moqui-Indianer in Arizona und Mexiko pflegten sich seiner zu bedienen, um damit Kaninchen zu töten. Ferner fand man ihn früher unter den kalifornischen Indianerstämmen, und selbst im alten Ägypten soll er bekannt gewesen sein. Heute, wo die Feuerwaffen in die entlegensten Erdenwinkel vorgebracht sind, trifft man den Bumerang

wohl nur noch bei den auf der tiefsten Kulturstufe stehenden Eingeborenen Inner-Australiens. Er besteht aus einem schiffelförmigen Stück harten Holzes von 40 Zentimeter bis einem Meter Länge, 5 bis 8 Zentimeter Breite und etwa einem Zentimeter Dicke. Die obere Seite ist flach, die Unterseite halbkugelförmig abgerundet, der ganze Rand aber so scharf wie möglich zugeschnitten. Die Oberseite, die der Waffe ihren eigenartigen Flug verleiht, zeigt eine leichtgewellte Oberfläche mit verschiedenen Haken, mittels deren sie in der Luft ihr Gleichgewicht bewahrt. Man ist der Ansicht, daß der wechselnde Luftdruck auf die durch diese Haken unterbrochene Oberfläche sowohl die federnde Bewegung wie auch den schnellen Flug des Bumerang hervorruft. Die Haken sollen dem Geset der Schwerkraft entgegenwirken. Beim Wurf hält man das Geschöß am unteren Ende, mit der flachen Seite nach oben. Der Werfer beugt sich nach hinten, schwingt die Waffe über die Schulter und schleudert sie mit großer Kraft fort. Sie durchschneidet die Luft mit einem surrenden Geräusch, wie ein sich um seine Achse drehendes Rad. Hat der Bumerang eine bestimmte Strecke zurückgelegt, so kehrt er zurück und fällt zu den Füßen des Werfers oder auch oft hinter ihm nieder. Wird er nicht in die Luft geworfen, sondern über den Boden hin geschleudert, so springt er in gerader Linie, gewissermaßen hüpfend, weiter. In diesem Fall kehrt er aber nicht wieder an den Ausgangspunkt zurück. — In den Händen eines geübten australischen Eingeborenen ist der Bumerang eine gefährliche Waffe, die stets die Bestürzung der Europäer erregt hat. Die phantastischen Bogen, die er zuweilen beschreift, grenzen in der Tat an Unglaubliches. Zuverlässige Augensaugen haben einen Bumerang eine Bahn von hundert Meter zurücklegen sehen, wobei er um ein Haus herumflog. Senkrecht in die Luft 35 Meter hoch geworfen, beschrieb ein anderer Bumerang einen doppelten Bogen und fiel wieder zu den Füßen des Werfers zu Boden. Wieder ein anderer flog 50 Meter weit, beschrieb einen Bogen von 15 Meter Durchmesser und kam in stierlichem Gleitflug zurück. Die erreichte Höhe betrug schätzungsweise 25 bis 30 Meter. Der Vorteil dieses unheimlichen Geschößes liegt auf der Hand; der Besitzer ist, wenn er seinen Feind oder ein Stück Wild getötet oder verwundet hat, stets wieder im Besitz seiner Waffe. Wenn der Bumerang auch nur selten einen Menschen tötet, so kann er ihn doch erheblich verwunden. Eine Verteidigung gegen ihn ist dem Ungeübten fast unmöglich. Der Entdeckungsvreisende Edward John Eyre erzählt, daß ihn durch einen zurückkommenden Bumerang fast ein Arm gebrochen wurde, während er nur ein Meter von dem werfenden Eingeborenen entfernt war und zudem noch scharf nach dem Geschöß ausschaute. — Am auffallendsten ist, daß die rohen Eingeborenen Australiens sehr geschickt in der Anfertigung dieser Waffe sind und ohne ein anderes Hilfsmittel als mit einem alten Messer; dagegen bringen die Europäer nur ein brauchbares Stück zustande. Der Instinkt des Naturmenschen zeigt sich der Schulweisheit des Weizen hier überlegen. Allerdings sind auch nicht alle Australier gleich geschickt in der Handhabung.

Kreuzwort-Rätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	
11						12				
13			14						15	
16		17	39	40	41	42	43		18	
19			40						20	
			41							
21	22		42					23	24	25
26			43						27	
28			29	30				31		32
33		34						35		
36								37		

Wagerecht: 1. Gerichtliche Unterlagen, 6. Teil eines Würfels, 11. Gegenteil von laut, 12. Herbstblume, 13. Chemisches Zeichen für Thallium, 14. Blume, 15. Tierstimme, 16. Türkischer Männername, 18. Gesangstimme, 19. Storch, 20. Papstname, 21. Englisches Getränk, 23. Bündnis, 26.

Zeichen, 27. Nebenfluß der Donau, 28. Rat zur Ruhehaltung, 29. Leuchtkörper, 32. Französischer Weib, 33. Stadtwort, 35. Niederschlag, 36. Juristischer Ausdruck, 37. Hülsenfrucht. — Senkrecht: 1. Teil der Kirche, 2. Mauergerät, 3. Chem. Zeichen für Titan, 4. Lateinisch ist, 5. Nicht alt, 6. Vorgebirge, 7. Nordische Gottheit, 8. Chem. Zeichen für Nitron, 9. Verlegtes Ganzes, 10. Muse, 16. Flächenmaß, 17. Von Wasser umgebenes Land, 18. Gebirge, 21. Vogel, 22. Holzleiste, 24. Unterwelt, 25. Fläche, 30. Getränk, 31. Rumänische Münze, 34. Chemisches Zeichen für Silber. — Magisches Quadrat: 39. Raubtier, 40. Mädchenname, 41. Streichinstrument, 42. Himmlisches Wesen, 43. Zuverlässigkeit.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 256: Senkrecht: 1. Balzer, 2. Satire, 3. Spas, 4. Torte, 5. Steuer, 6. Angel, 7. Kiste, 12a. Vorn, 13. Tapir, 15. Ideal, 16. Biene, 17. Ulm, 18. Ida, 22. Indien, 23. Irene, 24. Dooral, 25. Abend, 26. Antler, 27. Pregel, 28. Reige. — Wagerecht: 3. Start, 6. Naam, 8. Osten, 9. Karzer, 10. Geier, 11. Taube, 12. Sorte, 14. Liebe, 17. Uri, 19. Tempel, 20. Diener, 21. Mia, 23. Indra, 26. Alpen, 29. Baden, 30. Melone, 31. Kredit, 32. Niere, 33. Ewald, 34. Kiese.

Welt u. Wissen

Wann traten die Haustiere in die Kultur ein? Die Geschichte der Haustiere bietet noch immer viele Rätsel, wie Ernst Feige in einem Aufsatz über das Haustierproblem in den „Naturwissenschaften“ hervorhebt. Zunächst ist es notwendig, wenigstens annähernd die Zeit zu bestimmen, in der die Haustiere in die Kultur eintraten. Da ist ein scharfer Einschnitt zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit zu machen, denn erst in der jüngeren Steinzeit läßt sich eine unzweifelhafte Haustierkultur deutlich erkennen. In Ägypten, wo sich eine Umwandlung der Haustierhaltung schon in den ältesten Zeiten vollzieht, fehlen alle Zeugnisse für das Hauspferd bis zur Vorklassik, und die Besetzung des Landes in Mesopotamien als „Feld des östlichen Berglandes“ deutet darauf hin, daß auch dort gegen Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends das Pferd etwas Neues war. Jedenfalls ist das Pferd in den westlichen Teilen der Alten Welt ursprünglich nicht als Wirtschaftstier verwendet worden, sondern hat erst späterhin den Arbeitsdienst vom Rinde übernommen. Ebenso hat das Pferd im nordwestlichen Europa noch bis ins Mittelalter als Wirtschaftstier keine Rolle gespielt; die zahlreich vorhandenen Wildbestände dienten noch bis an die Grenze der Neuzeit als Jagdtiere. Immerhin aber ist ein Zusammenhang unserer heutigen Haustiere mit der älteren Steinzeit dadurch vorhanden, daß unser ganzer Haustierbestand den Formen nach mit den von dem Steinzeitmenschen gejagten Tieren übereinstimmt. Die Urheimat unserer primitiven Rinderformen beschränkt sich auf die westliche „Holarktis“ einschließlich der mittelländischen Provinz, während die orientalische Region ganz abweichende Formen aufweist. Das Verbreitungsgebiet der beiden primitiven europäischen Rinderformen ist streng von der Verbreitung der großen Gruppe der Gazellen und Antilopen geschieden. Die besondere Stammform des Bos primigenius, die für Ägypten nachgewiesen ist, herrschte im Mittelmeergebiet vor und hat ihren Weg über Holland bis ins englische Inselgebiet gefunden. Die Wildformen von Schaf und Ziege sind ursprünglich echte Gebirgstiere. Ihre gegenwärtige Verbreitung in den verschiedenen Gebirgszonen der Alten Welt deutet darauf hin, daß diese beiden Gruppen als Bildungen der Quartärzeit anzusehen sind und daß ihre sporadische Verbreitung der Rest einer ehemals größeren Verbreitung in den Ebenen der Eiszeit ist. Die Hausziege hat noch in der Gegenwart ihren stärksten Standort im Mittelmeergebiet, während das Hauspferd auch an der Grenze der orientalischen Region verbreitet ist. Die historischen Überlieferungen lassen darauf schließen, daß, ähnlich wie bei den anderen Haustierformen, gegen Ende des 3. vorchristlichen oder im Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends eine langsame Umwandlung der Schafhaltung durch die Einführung des Wollschafes erfolgte. Die Urheimat des Schweines hat man in Schweden gesucht; jedenfalls sind verschiedene Wildformen auf europäischem Gebiet allmählich in den Zähmungszustand übergeführt worden. Im allgemeinen kommt Feige zu dem Ergebnis, „daß die Verbreitung unserer wichtigsten Haustierformen noch heute wesentlich den tiergeographischen Gesetzen folgt und daß der Formenreichtum unseres heutigen Haustierinventars zweifellos zu einem großen Teil, wenn nicht überhaupt, den morphogenetischen Eigentümlichkeiten der Verbreitungsgebiete zuschreiben ist“.